

MEINE LIEBESERKLÄRUNG AN DIE ORGEL II



In jedem Heft dieses Jahrganges lässt uns ein Kollege oder eine Kollegin an ihrer Begeisterung für die Orgel teilhaben. Monika Henking, Organistin und Pädagogin im Unruhestand, gehört zu den dienstältesten Kolleg:innen. Ihre Liebe zur Orgel reicht bis in die Wiege zurück, und sie erzählt im Folgenden davon.

Von Monika Henking

Am ehesten kann man meine Beziehung zur Orgel nachvollziehen, indem ich aus meinem Leben erzähle.

Jugend- und Studienjahre

Während ich in der Wiege lag, bereitete mein Vater, Bernhard Henking, am Klavier seine Chorproben vor. Musik von Bach, Schütz, Bruckner und vielen mehr wiegte mich in den Schlaf und war am Tage präsent. Nachdem mein Vater im Jahre 1939 wegen des Nationalsozialismus von seiner Traumstelle am Magdeburger Dom in die Schweiz zurückkehren musste, war er Chorleiter von sechs Chören (Winterthur: Kirchenchor und Jugendchor, dasselbe in St. Gallen-Zentrum, Zürcher Bach-Chor und Schweizerischer Heinrich Schütz-Chor). Während des Ersten Weltkrieges hatte er bei Ernst Isler in Zürich Orgel studiert und vertrat schon als Gymnasiast

den Organisten Heinz Binde in Schaffhausen. Mein acht Jahre älterer Bruder studierte nach der Matura Klavier und Orgel in Wien. So kam er als einer der ersten Schweizer Studenten zu Anton Heiller in den Orgelunterricht. Heiller wurde ein Freund unserer Familie in Winterthur. Er logierte schon 1960 anlässlich seines Einweihungskonzerts im Grossmünster bei uns. Wer Heiller gekannt hat, war überwältigt von dieser Persönlichkeit. Er war im wahrsten Sinne des Wortes «100 Kilo Musik». Er lebte für die Musik und für seine Studierenden in einer unglaublichen Intensität. Von ihm ging das Wort um: «bei Heiller lernt noch eine Kuh schön Orgel spielen». Er starb mit 56 Jahren – gleich wie eine Kerze, die von beiden Seiten abbrennt.

Nach meinem Studium in Winterthur (Klavier, Orgel und Oboe) verbrachte ich drei Monate in den USA, studierte mit Begeisterung Klavier und spielte im «Summer Orchestra» Oboe. Eigentlich wäre ich am liebsten nach

Paris gegangen, um dort Klavier und Oboe zu studieren. Aber ich hatte für Herbst 1966 einen Platz in Heillers Klasse in Wien. Das war ein grosses Privileg.

Nach einer Stunde Unterricht mit Heiller war mir klar, dass ich bei diesem aussergewöhnlichen Meister Orgel studieren wollte. Obwohl die Orgeln in Wien damals von noch sehr schlechter Qualität waren, wurde die Orgel mein Instrument – ein ganzes Leben lang bis heute! Jeden Sommer verbrachten wir mit bis zu 100 Kolleginnen und Kollegen drei Wochen in Haarlem an den Meisterkursen. Wir konnten dort hautnah erleben, was grossartige Orgeln sind und wurden unterrichtet von den europaweit besten Dozierenden (Anton Heiller, Marie-Claire Alain und Luigi Ferdinando Tagliavini). Holland ist noch heute eines der grossartigsten Orgelländer in Bezug auf historische Instrumente. Wer einmal am Spieltisch in der Bavokerk in Haarlem gesessen hat, weiss, was «königliche» Gefühle sind. Um die äussersten Register zu ziehen, musste ich meine Arme weit ausstrecken. Man merkt: Ich komme ins Schwärmen – das ist auch der Sinn dieses Artikels.

Berufstätigkeit

Mit diesem grossen Schatz ausgerüstet, den ich während meiner Studienzeit bekam, konnte ich 1970 meine Tätigkeit als Organistin in Thalwil beginnen. Es war vielleicht die glücklichste Zeit meines Lebens. Neben den vielen Orgeldiensten gründete ich den Jugendchor Thalwil. Zur ersten Probe kamen 150 Kinder! Diesen Chor leitete ich mit grossem Erfolg (Konzertreisen mit Werken von Anton Heiller nach Holland, Deutschland, Italien und Frankreich) bis 1978. 1975 übernahm ich eine Orgelklasse an der Musikhochschule Luzern. Als Organistin erfüllten mich drei Aufgaben: Konzerte, Unterricht und Gottesdienstgestaltung. Alle drei waren gleichermassen wichtig für mich.

Meine grosse Liebe galt aber vor allem der Arbeit mit meinen Studierenden. In Luzern war ich überglücklich, meine pädagogische



Dieser Spieltisch der Orgel in der Luzerner Jesuitenkirche ist bzw. war Monika Henkings Traumarbeitsplatz.

Arbeit an der neuen Metzlerorgel der Jesuitenkirche verrichten zu können. Ich war glücklich, eine rein mechanische Orgel zu haben, an der die jungen Leute auch lernen konnten, wie man auf ökonomische Art registriert. Mit der grossen Akustik musste man lernen, den Zuhörenden die Musik deutlich zu vermitteln, was auch eine entsprechende Artikulation verlangte.

Ich versuchte mit meiner Begeisterung die Studierenden anzustecken! Es galt vor allem, die unglaubliche Vielfalt der Instrumente zu erleben. Sechsmal jährlich hatten wir eine gemeinsame Klassenstunde, jeweils während dreier Stunden. Themen: barocke Franzosen, Italiener, Spanier, Norddeutsche, Süddeutsche, sowie Schweizer Tabulaturen. Jede und jeder Studierende bereitete ein Stück vor und spielte es dann auf einer passenden Orgel. Höhepunkte waren beispielsweise: das gesamte Orgelwerk von Jehan Alain, von Anton Heiller, verschiedene grosse Messiaen-Zyklen. Da waren wir immer drei Stunden am Samstagnachmittag im Grossmünster. Die Setzer-Kombinationen hatten wir vorbereitet

(ich kenne die Orgel sehr gut). Während die «Studies» das Werk kurz vorstellten, richtete ich die Setzer ein. Meine Klasse war so gross, mit vielen hochbegabten Personen darin, dass diese Nachmittage stets zu grossen Erlebnissen wurden.

Episoden aus dem Nähkästchen

Gelegentlich musste ich in meiner pädagogischen Tätigkeit aber auch selbst die Waffen strecken. Gegen Bequemlichkeit der Lernenden kam ich nicht an. Dazu eine Geschichte: Während des Diplomsemesters mussten oder besser durften alle «Studies» eine Vesper in der Jesuitenkirche spielen. Das Programm entwarfen wir zusammen, und ich schaute, dass «faule» Schüler:innen sich nicht zu leichte Programme machten. Mein Anspruch war immer recht hoch, und ich galt als strenge Lehrerin (was ich bis heute nicht bereue). So gelang in diesem Fall einem eher bequemen Studenten seine Vesper wirklich gut. Hoherfreut stieg ich danach hoch zur Empore der Jesuitenorgel, um ihm zu gratulieren. Ich sagte: «Wunderbar, da kannst du jetzt in diesem Sinn mit Erfolg und Freude weiterfahren.» Seine nüchterne Antwort war: «Das ist mir zu anstrengend.» – Das war für mich ein rechter Dämpfer, den ich offensichtlich nicht vergessen habe.

Ich gab auch an verschiedenen Orten Kurse, was ich immer besonders inspirierend fand. Da waren fremde, aber auch eigene «Studies» dabei. Einmal rief ich einen eigenen Studenten auf und fragte ihn, was er spielen wollte. Auf meine Frage: welches der Stücke er besonders vorbereitet habe, sagte er «alles echlii». Also liess ich ihn einen Choral zu einer Partita spielen. Das tat er so ungenau, dass ich meine Geduld wirklich zusammennehmen musste, um ihn nicht zu tadeln. Aber liebe Menschen waren sie halt alle trotzdem.

Jedes Jahr gab es eine Studienwoche für alle, abwechselungsweise in der Schweiz und im Ausland. Als Vorbereitung erarbeitete jede Studentin, jeder Student, drei Werke aus der

jeweils entsprechenden Stilepoche. Bei normalerweise etwa 15 Studierenden gab es ein Gesamtrepertoire von rund 45 Stücken. In drei Gruppen wurden diese Programme an drei verschiedenen Instrumenten erarbeitet. Am Ende des Tages musste jede Gruppe ihr Programm vorstellen und sinnvoll präsentieren. Das gemeinsame Singen von Werken der entsprechenden Stilepoche war mir ein zentrales Anliegen. Alle Choräle wurden vierstimmig gesungen, dazu Motetten oder Messen erarbeitet und ebenfalls von Studierenden geleitet. Alle unsere «Studies» waren auch in Chorleitung ausgebildet. Singen, als Grundlage des Orgelspielens, ist mir ausserordentlich wichtig, zentral und fundamental.

Eine mehrfache Liebeserklärung

Prägend war für mich meine Ehe mit dem Komponisten Franz Rechsteiner. Er schrieb eine Fülle grossartiger Werke; etliche davon durfte ich an der Orgel oder mit meinen Chören uraufführen. Eine besonders beglückende gemeinsame Idee waren die liturgischen Solokantaten zum Kirchenjahr zu allen fünf Festtagen. Diese Kompositionen möchten dazu beitragen, dass die Musik unserer Zeit nicht ganz aus dem liturgischen Leben der Kirchen verschwindet. Ich hatte sie alle sowohl in der reformierten Kirche Thalwil wie auch in der Jesuitenkirche Luzern uraufgeführt. Das Publikum war davon ausserordentlich berührt. Die Gemeinde wird mit einem bekannten Choral aktiv in das Geschehen miteinbezogen.¹

Ich denke, dass ich nach all diesen Ausführungen nicht mehr zu erklären brauche, welchen Stellenwert die Orgel für mich bis heute hat.

Somit schliesse ich diese Gedanken mit einer erneuten Liebeserklärung an die Orgel und hoffe, dass ich ehemalige Studierende wie auch mein Publikum für und durch die Orgel immer wieder von Neuem begeistern darf!

¹ Diese kostbaren Werke sind beim Verlag Müller & Schade in Bern gedruckt erhältlich: *Liturgische Solokantaten zum Kirchenjahr* (Advent, Weihnachten, Passion, Ostern, Pfingsten)